

Betrachtung von Herder aus. Aber sie führt weiter. Die Bewältigung jener „übrationalen Lebensprobleme“ tritt mehr und mehr in den Vordergrund. Mit Recht darf sich Unger auf seinen abgründigen Kleist-Aufsatz (in dem schon erwähnten Sammelband „Studien über die Entwicklung des Todesproblems“) berufen, der heute das hervorragendste Musterbeispiel einer literarhistorischen Darstellung genannt werden muss, die mit den „elementaren Urproblemen des Menschenlebens“ ringt und dabei nirgends in ein blosses Psychologisieren verfällt. Am Schluss fasst Unger seine Leitgedanken in zwölf Thesen zusammen.

Diese Thesen bestehen als praktische Forderungen zu Recht. Ein ebenso intuitiv begabter wie wissenschaftlich geschulter Literarhistoriker vermag diese Forderungen zu erfüllen. Er wird sie vielleicht sogar erfüllen müssen.

Dem Philosophen jedoch bleibt nach wie vor die Aufgabe: diese neue Methode der Literaturforschung im Sinne Kants und Hegels erkenntnistheoretisch zu begründen. Dass man jene „übrationalen Lebensprobleme“ wissenschaftlich behandeln kann und muss, hat Unger gezeigt. Aber wie das eigentlich möglich ist, das wissen wir noch keineswegs mit jener durchsichtigen Klarheit, mit welcher Kant die Möglichkeit der reinen Physik eines Newton bewiesen hat.

Ich darf also wohl mit dem Wunsche schliessen, dass vor allem auch der zweite Band von Ungers Studien (auf dessen reichen Inhalt ich hier nicht genauer eingehe) nicht bloss von Literaturhistorikern, sondern vor allem auch von Philosophen gelesen wird: mit ähnlichem Interesse, mit welchem Kant Newton las. Unger selbst hat in seinen prinzipiellen Abhandlungen das Werden und das Wesen seiner Methode dargelegt. Er hat auch gezeigt, dass diese Methode fruchtbar ist. Wie aber ist sie möglich? Auf diese Kantische Frage fehlt noch immer die Antwort. Es mag sein, dass unsere Zeitgenossen von jenen „elementaren Urproblemen“ selbst zu sehr gequält werden, als dass sie die Ruhe finden könnten, jener Antwort nachzuspüren. Aber die Zeit wird kommen, wo die heute mit Vorliebe ergründete Lebensnot einer echt philosophischen Besinnung weicht, welche diesem Ergründen der Lebensnot selbst auf den Grund geht und ihm, nicht zuletzt auch in der Literaturgeschichte, ein wissenschaftlich gutes Gewissen gibt.

Heidelberg.

Hermann Glockner.

Matthias Lexers mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Neunzehnte, überarbeitete Auflage. Leipzig, Hirzel. 1930. IV u. 343 S.

Erich Henschel, Richard Kienast und Ulrich Pretzel haben es unternommen, einen neuen grossen Lexer herzustellen, der „aus den Quellen geschöpft, den gesamten deutschen Wortschatz des 12.—15. Jahrh. in einem starken Bande verzeichnen soll“.

Die beiden Erstgenannten haben nun auch die Fürsorge für die vorliegende neunzehnte Auflage des Lexerschen Taschenwörterbuchs übernommen. Es ist sehr wichtig und wertvoll, dass sie vor allem den Zuwachs an neuen Wörtern und Wendungen, die hauptsächlich die „Deutschen Texte des Mittelalters“ brachten, neu aufgenommen haben. Die Herausgeber sind sich darüber klar, dass das Taschenwörterbuch einer gründlichen Auffrischung bedürfe; sie mussten diese Aufgabe für das geplante grössere Werk zurückstellen. Es wäre daher ungerecht, wollte man einzelne Bedenken

gegen Lexers Ansätze und Angaben hier geltend machen. Immerhin hätte man erwarten dürfen, dass ganz veraltete sprachliche Anschauungen bei der Durchsicht beseitigt würden. Die gegenseitige Beeinflussung von *laden* „beladen“ und *laden* „einladen“ dürfte nicht mehr als „Verwechslung“ bezeichnet werden; *lärte* ist nicht Präteritum zu *lären*; *entseben* ist nicht im Präs. schwach, im Prät. stark; es gibt nicht nebeneinander ein starkes Verbum *gewahen* und ein schwaches *gewahenen*; *zese* ist keine „Entstellung“ von flektierten Formen von **zese* (das es überhaupt nicht gibt); *diu* vor Komparativ im Sinne von *desto* ist eine Erfindung der Herausgeber (vgl. meinen Nachweis PBB. 42, 288).

Giessen.

O. Behaghel.

Rudolf Grieshammer, Sprachgestaltende Kräfte im geistlichen Schauspiel des deutschen Mittelalters. (Jenaer Germ. Forschungen, herausgeg. von A. Leitzmann, Heft 19.) Jena 1930. 95 S.

Der Verfasser geht aus von Anregungen, die Hennig Brinkmann in seinem Aufsatz über die Eigenform des mittelalterlichen Dramas in Deutschland (Germ.-Rom. Mtschr. 18 [1930] 16ff., 81ff.) gegeben hat. Auch G. betont in seinen Untersuchungen immer wieder diese Eigenform, die bestimmt wird durch die Hereinbeziehung der Wirklichkeit und durch das enge Verhältnis zur religiösen Uebung, zur Liturgie. Am ausführlichsten und am reichsten mit Belegen ausgestattet sind die beiden Abschnitte, die die Arbeit eröffnen: Realismus und Komik. Unter „Realismus“ versteht G. einmal das Hinwenden zum Leben, die Aufnahme gegenwärtiger Umwelt, zum andern scharfes, genaues Sehen der Einzelheit, des Teiles. Aber breite Schilderung ist dem Dichter wie den Aufführenden niemals Selbstzweck, sie soll vielmehr die Zuschauer erschüttern, sie zum Mitleiden zwingen. Wenn die Laster der gegenwärtigen Zeit breit ausgemalt, wenn jedem einzelnen Stand seine kleinen Schwächen und grossen Sünden vorgerückt werden, so ist das keineswegs etwa künstlerisches Ungeschick; es hat vielmehr denselben Sinn wie die lebensnahe, auf jeden einzelnen gemünzte Ansprache des mönchischen Busspredigers. Auch die Komik ist zu einem kleinen Teil noch diesem Zwecke untergeordnet, zum weitaus grösseren freilich löst sie sich heraus und belebt die er- und aufheiternden Zwischenspiele. Das Hauptmittel, komische Wirkungen zu erzielen, sind der Wortwitz, die Wortverdrehung, die inkongruente Zuordnung von Wort und Ding, die ungeheuerliche Uebertreibung. Etwas anders zu werten, doch nahe verwandt sind die Ironie und schliesslich die Parodie auf die versinkende ritterliche Welt. — Im weiteren Verlauf der Arbeit greift der Verfasser einige Eigenheiten des Stils heraus, die er unter den Stichworten: Doppelformeln, Genauigkeit, Lockerung des Gefühls, das Adjektiv, Möglichkeiten der Sprachgestaltung einzeln abhandelt. Auch hier ist manche treffende Beobachtung gemacht. So stellt G. fest, dass die Doppelformel sich fast nie in den komischen Szenen findet, die sich der Alltagssprache bedienen. Er beobachtet ferner, dass — aus dem Streben nach Genauigkeit heraus — die alten stehenden Paarformeln zur Dreigliedrigkeit gelockert oder gar in aufzählende Reihen aufgelöst werden. Im ganzen jedoch nehmen im Laufe der Zeit die Formeln eher zu als ab. An dieser Stelle vermisst man ungen einen Versuch, das so widerspruchsvoll Scheinende zu erklären. Vielleicht hätte schon ein Blick auf die gleichzeitige Rechtssprache manche